

## Sigmund Freud befragt die Sphinx

*Sigmund Freud spielt im Geistesleben der Welt seit langem eine so große Rolle, daß er, wie Bernard Shaw, fast aufgehört hat, eine Person zu sein. Er ist eine geistige Kraft, der wir einen endgültigen geschichtlichen Platz in der Entwicklung der Zivilisation zuweisen dürfen.*

*„Man hat mich mit Columbus, Darwin, Kepler verglichen und hat mich als Irrsinnigen entlarvt“, sagt Freud selbst in einem Überblick über die Geschichte der Psychoanalyse. Selbst heute gibt es noch Menschen, die ihn für einen wissenschaftlichen Abenteurer halten. Die Zukunft wird ihn als den Columbus des Unbewußten feiern.*

*Columbus suchte nur einen neuen Weg nach Kitai und entdeckte einen Weltteil. Freud suchte eine neue Methode seelischer Heilkunde und entdeckte den versunkenen Weltteil der Menschenseele.*

*Freud bringt uns die in uns selbst waltenden inneren Kräfte zurück, die uns mit unserer eigensten frühen Jugend und mit der Vergangenheit der Rasse verbinden. Im Licht der Psychoanalyse verstehen wir zum ersten Male die Rätsel der Menschennatur.*

*Ich habe den Vorzug gehabt, mehrfach Freuds Gast zu sein. Bei jedem Besuch gab er mir neue Einblicke in seine faszinierende Persönlichkeit.*

*„Siebzig Jahre haben mich gelehrt, das Leben mit heiterer Demut hinzunehmen.“*

Der Sprecher war Sigmund Freud, der große österreichische Erforscher der Unterwelt der Seele. Wie der tragische Griechenheld Ödipus, dessen Name so eng mit den Grundlehren der Psychoanalyse verknüpft ist, hat Freud unerschrocken der Sphinx ins Auge geblickt.

Wie Ödipus löste er ihr Rätsel. Zumindest ist kein Sterblicher der Lösung des Geheimnisses des menschlichen Wesens näher gekommen als Freud.

Freud ist für die Psychologie was Galilei für die Astronomie war. Er ist der Columbus des Unterbewußtseins. Er öffnet neue Ausblicke, er ermißt neue Tiefen. Er wandelte die Lebensbeziehungen von allem zu allem, indem er den verborgenen Sinn der Bilder entzifferte, die in die Tafeln des Unterbewußtseins eingegraben sind.

Die Stätte, wo unser Gespräch stattfand, war Freuds Sommerhaus auf dem Semmering.

Ich hatte das letzte Mal den Vater der Psychoanalyse in seinem anspruchslosen Wiener Heim gesehen. Die wenigen Jahre, die zwischen jenem Besuch und dem heutigen Tage lagen, hatten die Falten auf seiner Stirn vervielfacht. Die Blässe des Gelehrten hatte sich verstärkt. Sein Gesicht war wie von Schmerz verzogen. Sein Sinn war lebhaft, sein Geist ungebrochen, seine vorbildliche Höflichkeit unverändert, aber eine leichte Behinderung im Sprechen erschreckte mich.

Es scheint, daß ein bösesartiges Leiden am Oberkiefer eine Operation notwendig gemacht hatte. Seitdem trägt Freud eine mechanische Vorrichtung zur Erleichterung des Sprechens. An sich ist das nicht schlimmer als eine Brille zu tragen. Das Vorhandensein dieser Metallvorrichtung stört Freud mehr als seine Besucher. Sie ist kaum merklich, wenn man eine Zeitlang mit ihm spricht. An guten Tagen ist überhaupt nichts zu entdecken. Aber für Freud ist es eine Quelle ständigen Ärgers.

„Ich hasse meinen mechanischen Kiefer, weil der Kampf mit dem Mechanismus soviel kostbare Kraft verbraucht. Trotzdem ist mir ein mechanischer Kiefer lieber als überhaupt kein Kiefer. Noch ziehe ich das Dasein dem Erlöschen vor.

„Vielleicht sind die Götter uns gnädig“, fuhr er fort, „indem sie mit dem Älterwerden das Leben unangenehmer machen. Zum Schluß erscheint der Tod weniger unerträglich als die mannigfachen Bürden, die wir schleppen.“

Freud lehnte es ab, zuzugeben, daß das Schicksal ihm besondere Tücken zufüge.

„Warum“, sagte er still, „sollte ich eine besondere Gunst zu erwarten haben? Das Alter mit seinen offenkundigen Unbequemlichkeiten kommt zu allen. Es schlägt den einen hier, den andern dort. Sein Schlag trifft immer eine lebenswichtige Stelle. Der endgültige Sieg gehört stets dem Eroberer Wurm.“

Out — out are the lights — out all!  
And over each quivering form  
The curtain, a funereal pall  
Comes down, with the rush of a storm  
And the angels, all pallid and wan,  
Uprising, unveiling, affirm  
That the play is the tragedy „Man“  
And its hero the Conqueror Wurm.

„Ich lehne mich nicht gegen die Weltordnung auf. Schließlich“, fuhr er fort, „habe ich mehr als siebzig Jahre gelebt. Ich hatte genug zu essen. Vieles habe ich genossen — die Kameradschaft meiner Frau, meiner Kinder, die Sonnenuntergänge. Ich sah im Frühling die Pflanzen sprossen. Hin und wieder gehörte mir ein freundlicher Händedruck. Ein oder zweimal begegnete ich menschlichen Wesen, die mich beinahe verstanden. Was kann ich mehr verlangen?“

„Sie sind berühmt“, sagte ich. „Ihr Schaffen hat das Schrifttum aller Länder beeinflußt. Durch Sie sehen die Menschen das Leben und sich selbst mit anderen Augen. Und kürzlich, zu Ihrem siebzigsten Geburtstage, vereinigte sich die Welt zu Ihrer Ehrung — ausgenommen Ihre eigene Universität.“

„Wenn die Universität Wien mich anerkannt hätte, würde sie mich nur in Verlegenheit gebracht haben. Es besteht kein Grund, daß sie mich oder meine Lehre deshalb anerkennen sollte, weil ich siebzig bin. Ich lege den Jahrzehnten keine unverhältnismäßige Bedeutung bei.“

„Die Anerkennung kommt nur zu uns, wenn wir tot sind, und, offen gestanden, was nachher kommt, bekümmert mich wenig. Ich hege kein Verlangen auf Nachruhm. Meine Bescheidenheit ist keine Tugend.“

„Bedeutet es Ihnen nichts, daß Ihr Name weiterleben wird?“

„Gar nichts, selbst wenn er leben würde, was keineswegs sicher ist. Das Schicksal meiner Kinder ist mir viel wichtiger. Ich hoffe, daß ihr Leben nicht so schwer sein wird. Ich kann ihnen das Leben nicht viel leichter machen. Tatsächlich hat der Krieg mein bescheidenes Vermögen, die Ersparnisse eines Lebens, vernichtet. Jedoch ist glücklicherweise das Alter keine zu schwere Last. Ich kann weiter arbeiten! Meine Arbeit macht mir noch Freude.“

Wir gingen in dem steilen Garten des Hauses auf einem kleinen Fußweg auf und ab. Freud liebte zärtlich einen blühenden Busch mit seinen sensitiven Händen.

„Ich nehme viel mehr Anteil an dieser Blüte“, sagte er, „als an irgend etwas, das mir nach meinem Tode widerfahren mag.“

„Dann sind Sie also im Grunde Pessimist?“

„Das bin ich nicht. Ich erlaube keiner philosophischen Überlegung, mir die Freude an den einfachen Dingen des Lebens zu beeinträchtigen.“

„Glauben Sie an den Fortbestand der Persönlichkeit nach dem Tode in irgendeiner Form?“

„Ich grübele nicht über diese Frage. Alles was lebt, stirbt. Warum sollte ich weiterleben?“

„Möchten Sie nicht in irgendeiner Form wiederkehren, aus dem Staube auferstehen? Mit anderen Worten: hegen Sie kein Verlangen nach Unsterblichkeit?“

„Offen gestanden, nein. Wenn man die selbstsüchtigen Gründe erkennt, die allen menschlichen Handlungen zugrunde liegen, hegt man nicht den geringsten Wunsch wiederzukehren. Das Leben dreht sich im Kreise und würde wieder dasselbe sein.“

„Außerdem, selbst wenn, um Nietzsches Ausdruck zu gebrauchen, die ewige Wiederkehr der Dinge uns von neuem mit dem gleichen fleischlichen Gewande ausrüstete, was sollte das ohne Erinnerung nutzen? Es gäbe kein Bindeglied zwischen Vergangenheit und Zukunft.“

„Was mich angeht, bin ich durchaus zufrieden zu wissen, daß die ewige Plage des Daseins endgültig ein Ende nimmt. Unser Leben ist notwendigerweise eine Kette von Kompromissen, ein nie endender Kampf zwischen

dem ego und seiner Umgebung. Der Wunsch, das Leben unnötig zu verlängern, erscheint mir sinnlos.“

„Mißbilligen Sie die Versuche Ihres Kollegen Steinach, das menschliche Leben zu verlängern?“

„Steinach versucht nicht das Leben zu verlängern. Er bekämpft das Alter. Indem er das Kraftreservoir des menschlichen Körpers anzapft, hilft er den Geweben, Krankheiten zu trotzen. Die Steinachsche Operation hält bisweilen widrige biologische Unfälle, wie Krebs, in ihrem Anfangsstadium. Sie macht das Leben lebbarer. Sie macht es nicht lebenswert.

„Es gibt keinen Grund, weshalb wir wünschen sollten, länger zu leben. Aber es gibt alle Gründe, weshalb wir wünschen sollten, mit der geringsten Summe von Unbequemlichkeit zu leben.

„Ich bin erträglich glücklich, weil ich mich freue, keine Schmerzen zu haben, und um der kleinen Freuden des Lebens willen — wegen meiner Kinder und meiner Blumen!“

„Bernhard Shaw behauptet unser Leben sei zu kurz. Er glaubt, der Mensch könne die Spanne menschlichen Lebens, wenn er es wolle, verlängern, indem er seine Willenskraft auf die Kräfte der Entwicklung einwirken läßt. Die Menschheit, meint er, könne die Langlebigkeit der Patriarchen wiedererlangen.“

„Es ist möglich“, antwortete Freud, „daß der Tod keine biologische Notwendigkeit ist. Vielleicht sterben wir, weil wir sterben wollen.

„So wie Haß und Liebe für den gleichen Menschen gleichzeitig in unserer Brust wohnen, so verbindet alles Leben mit dem Trieb zur Selbsterhaltung einen ambivalenten Drang zur Selbstzerstörung.

„Genau wie ein gestrecktes Gummiband das Streben hat, seine Ursprungsform wiederzuerlangen, so strebt alles Lebende bewußt oder unbewußt danach, die völlige und absolute inertia des anorganischen Seins wiederzugewinnen. Das Todesverlangen und das Lebensverlangen wohnen nebeneinander in uns.

„Der Tod ist der Gefährte der Liebe. Zusammen regieren sie die Welt. Das ist der Sinn meines Buches über das Lustprinzip.

„Anfangs nahm die Psychoanalyse an, daß die Liebe allbeherrschend sei. Heute wissen wir, daß der Tod gleich wichtig ist.

„Biologisch verlangt jedes lebende Wesen, einerlei wie heiß das Leben in ihm brennt, nach dem Nirwana, verlangt nach Aufhören des ‚Fiebers, Leben genannt‘, verlangt nach Abrahams Schoß. Das Verlangen mag durch die verschiedensten Umschweife verhüllt sein. Trotzdem: der letzte Zweck des Lebens ist seine eigene Vernichtung!“

„Das“, rief ich aus, „ist die Philosophie der Selbstvernichtung. Es rechtfertigt den Selbstmord. Es müßte logisch zu dem Selbstmord der Welt führen, der Eduard von Hartmann vorschwebte.“

„Die Menschheit entscheidet sich nicht zum Selbstmord, weil ihre Lebensgesetze den graden Weg zum Ziel vermeiden. Das Leben muß seinen Daseinskreis vollenden. In jedem normalen Wesen ist der Lebenswunsch stark genug, den Todeswunsch aufzuwiegen, wiewohl zuletzt der Todeswunsch sich als stärker erweist.

„Wir dürfen die phantastische Vorstellung hegen, den Tod durch eigenen Willen zu uns heranzuziehen. Es ist möglich, daß wir den Tod überwinden könnten, wenn nicht sein Verbündeter in unserer Brust wohnte.

„In diesem Sinne“, setzte Freud mit einem Lächeln hinzu, „wären wir berechtigt zu sagen, alles Sterben sei verschleierter Selbstmord.“

Es wurde kühl im Garten.

Wir setzten unser Gespräch im Arbeitszimmer fort.

Ich sah auf dem Schreibtisch einen Stoß beschriebener Blätter, die Freuds klare Handschrift zeigten.

„Woran arbeiten Sie?“ fragte ich.

„Ich schreibe eine Verteidigung der Laienanalyse, der Psychoanalyse, die von Laien ausgeübt wird. Die Ärzte wollen, daß nur approbierte Ärzte Analysen vornehmen dürfen. Die Geschichte, der alte Plagiator, wiederholt sich nach jeder Entdeckung. Jede neue Wahrheit wird zuerst von den Ärzten bekämpft. Nachher suchen sie sie dann zu monopolisieren.“

„Haben Sie bei Laien viel Unterstützung gefunden?“

„Einige meiner besten Schüler sind Laien.“

„Praktizieren Sie selbst viel?“

„Gewiß. Gerade jetzt arbeite ich an einem schwierigen Fall und entwirre die seelischen Konflikte eines merkwürdigen neuen Patienten.“

„Auch meine Tochter ist Psychoanalytikerin, wie Sie sehen. . . .“

Bei diesen Worten war Fräulein Anna Freud erschienen, von ihrem Patienten gefolgt, einem elfjährigen Jungen von unverkennbar angelsächsischem Typ.

„Analysieren Sie sich auch selbst?“ fragte ich Professor Freud.

„Gewiß. Der Psychoanalytiker muß sich dauernd selbst analysieren. Durch Selbstanalyse steigert sich das Vermögen andere zu analysieren.“

„Der Psychoanalytiker gleicht dem Sündenbock der Hebräer. Anderebürden ihm ihre Sünden auf. Er muß seine Kunst auf das höchste steigern, um sich von den Lasten zu befreien, die ihm aufgebürdet werden.“

„Mir will immer scheinen“, sagte ich, „als ob die Psychoanalyse notwendigerweise bei allen, die sie ausüben, den Geist christlicher Barmherzigkeit auslösen müsse. Es gibt im menschlichen Leben nichts, was die Psychoanalyse uns nicht verständlich machte. Alles verstehen heißt alles verzeihen.“

„Im Gegenteil“, rief Freud heftig, und in seine Züge kam die stolze Strenge altjüdischer Propheten. „Alles verstehen heißt nicht alles verzeihen! Die Psychoanalyse lehrt uns nicht nur, was wir ertragen müssen, sondern sie lehrt uns auch, was wir zu meiden haben. Sie sagt uns, was ausgerottet werden muß. Duldung des Bösen ist in keiner Weise Begleiterscheinung des Wissens.“

Ich verstand plötzlich, warum Freud jene seiner Jünger so bitterlich bekämpft, die ihn verlassen haben; warum er die Abweichung von dem graden Wege orthodoxer Psychoanalyse nicht verzeihen kann. Sein Gerechtigkeitssinn ist Erbe seiner Vorfahren. Es ist eine Erbschaft, auf die er so stolz ist, wie auf seine Rasse.

„Meine Sprache“, erklärte er mir, „ist deutsch. Meine Kultur, meine Kenntnisse sind deutsch. Ich hielt mich geistig für einen Deutschen, bis ich das Wachsen des antisemitischen Vorurteils in Deutschland und Deutsch-

Österreich kennenlernte. Seitdem betrachte ich mich nicht länger als Deutscher. Ich ziehe es vor, mich einen Juden zu nennen.“

Ich war über diese Bemerkung etwas enttäuscht. Mir schien, als solle Freuds Geist auf den Höhen schweben, jenseits von jedem Vorurteil der Rasse, und daß er von persönlicher Verärgerung unberührt bleiben müsse. Aber gerade seine starke Empörung, sein ehrlicher Zorn machten ihn menschlich noch liebenswerter.

Achilles wäre unerträglich, hätte er nicht seine Ferse!

„Ich freue mich“, bemerkte ich, „Herr Professor, daß auch Sie Ihre Komplexe haben, und daß auch Sie Ihre Sterblichkeit verraten.“

„Unsere Komplexe“, antwortete Freud, „sind die Quelle unserer Schwächen; sie sind oft auch Wurzel unserer Kraft.“

„Ich möchte wissen“, sagte ich, „was meine Komplexe sind!“

„Eine ernsthafte Analyse“, antwortete Freud, „erfordert mindestens ein Jahr. Sie kann sogar zwei oder drei Jahre beanspruchen. Sie widmen viele Jahre Ihres Lebens der ‚Löwenjagd‘. Sie haben Jahr auf Jahr die ins Auge fallenden Persönlichkeiten Ihrer Zeit gesucht, stets Männer, die älter sind als Sie selbst. Sie gingen zu Roosevelt, zum Kaiser, zu Hindenburg, Briand, Foch, Joffre, Georg Brandes, Gerhart Hauptmann und zu George Bernard Shaw. . . .“

„Es gehört zu meinem Beruf.“

„Aber es ist auch Ihre Neigung. Der große Mensch ist ein Symbol. Ihr Suchen ist das Suchen Ihres Herzens. Sie suchen den großen Mann, der Vaterstelle einnehmen soll. Es ist Teil Ihres Vaterkomplexes.“

Ich bestritt Freuds Behauptung auf das heftigste. Trotzdem, nach Überlegung, scheint mir als könne, mir unbewußt, in dieser hingeworfenen Bemerkung etwas Wahres sein. Vielleicht war es derselbe Drang, der mich auch zu ihm geführt hatte.

„In ihrem ‚Ewigen Juden‘“, setzte er hinzu, „dehnen Sie diese Versuche in die Vergangenheit aus. Sie sind immer Menschensucher.“

„Ich wünschte“, sagte ich nach einer Weile, „ich



könnte lange genug bleiben, um durch Ihre Augen einen Blick in mein Herz zu tun. Vielleicht würde ich, wie die Medusa, vor Entsetzen sterben, wenn ich mein eigenes Bild sähe! Trotzdem, ich fürchte, ich bin in der Psychoanalyse zu gut zu Hause. Ich würde fortwährend Ihre Absichten vorwegnehmen, oder wenigstens versuchen, sie vorwegzunehmen.“

„Intelligenz bei einem Patienten“, antwortete Freud, „ist kein Schaden. Im Gegenteil, manchmal erleichtert es einem die Aufgabe.“

In dieser Beziehung unterscheidet sich der Meister der Psychoanalyse von vielen seiner Anhänger, die ihren Patienten Selbstbehauptung verargen.

Die meisten Psychoanalytiker verwenden Freuds Methode der ‚Freien Assoziation‘. Sie ermuntern den Patienten, alles zu sagen was ihm einfällt, einerlei wie dumm, wie obszön, wie unpassend oder wie gleichgültig das erscheinen möge. Indem sie scheinbar unwichtige Spuren deuten, stöbern sie den seelischen Drachen auf, der den Patienten zum Arzt getrieben hat. Die Bereitwilligkeit des Patienten zu tätiger Mithilfe wird von diesen Analytikern nicht gern gesehen; sie fürchten, daß, wenn die Richtung ihrer Ausforschungen dem Patienten klar wird, seine Wünsche und Widerstände in ihrem unbewußten Streben, ihr Geheimnis zu bewahren, den seelischen Jägersmann von der Fährte abbringen könnten. Auch Freud gibt diese Gefahr zu.

„Manchmal frage ich mich“, sagte ich, „ob wir nicht glücklicher wären, wenn wir weniger von den Vorgängen wüßten, die unsere Gedanken und Gefühle bestimmen. Die Psychoanalyse raubt dem Leben seinen letzten Zauber, wenn sie jedes Gefühl bis zu seinen Ursprungskomplexen zurückverfolgt. Wir werden nicht fröhlicher gemacht durch die Entdeckung, daß wir alle in unserem Herzen den Wilden beherbergen, den Verbrecher und das Tier.“

„Was haben Sie gegen Tiere einzuwenden?“ antwortete Freud. „Ich ziehe die Gesellschaft von Tieren der menschlichen Gesellschaft bei weitem vor.“

„Warum?“

„Weil sie soviel einfacher sind. Sie leiden nicht an

gespaltener Persönlichkeit, an jener Auflösung des ego, die aus dem Bestreben des Menschen erwächst, sich den Forderungen einer Zivilisation anzupassen, die für seinen geistigen und seelischen Zustand zu groß sind.

„Der Wilde, gleich dem Tier, ist grausam, aber ihm fehlt die Niedertracht des zivilisierten Menschen. Niedertracht ist die Rache des Menschen an der Gesellschaft für die Beschränkungen, die sie ihm auferlegt. Dieser Vergeltungsdrang beseelt die gewerbsmäßigen Reformer wie die Betriebsmacher. Der Wilde mag Ihnen den Kopf abschlagen, er mag Sie fressen, er mag Sie martern, aber er erspart Ihnen die fortwährenden kleinen Nadelstiche, die das Dasein in einer zivilisierten Gemeinschaft bisweilen fast unerträglich machen.

„Die unangenehmsten Eigenschaften und Idiosynkrasien des Menschen, seine Verstellung, seine Feigheit, sein Mangel an Ehrfurcht, erwachsen aus seiner unvollkommenen Anpassung an eine verwickelte Zivilisation. Es ist das Ergebnis des Widerstreites zwischen unseren Trieben und unserer Kultur.

„Wieviel erfreulicher sind die einfachen graden lebhaften Empfindungen eines Hundes, der mit seinem Schwanz wedelt oder sein Mißbehagen hinausbellt! Die Empfindungen des Hundes“, setzte Freud nachdenklich hinzu, „erinnern einen an die Helden des Altertums. Vielleicht ist das der Grund, weshalb wir unbewußt unseren Hunden so oft die Namen alter Helden geben, wie Hektor oder Achill.“

„Mein eigener Hund“, warf ich ein, „ist ein Dobermann-Pintsher, der ‚Ajax‘ heißt.

Freud lächelte.

„Ich bin froh“, sagte ich, „daß er nicht lesen kann. Er würde sicher ein weniger erwünschter Hausgenosse sein, wenn er seine Meinung über psychische Traumas und Ödipus-Komplexe in die Welt bellen könnte!

„Selbst Sie, Professor, finden das Dasein zu widerspruchsvoll. Trotzdem scheint mir, daß Sie selbst zum Teil für die Komplizierungen der modernen Zivilisation verantwortlich sind. Bevor Sie die Psychoanalyse entdeckten, wußten wir nichts davon, daß unsere Persönlichkeit unter der Herrschaft einer kriegerischen Horde

höchst anfechtbarer Komplexe steht. Die Psychoanalyse hat das Leben zu einem höchst verwickelten Kopfzerbrechen gemacht.“

„Keineswegs“, antwortete Freud. „Psychoanalyse vereinfacht das Leben. Nach der Analyse erreichen wir eine neue Synthese. Psychoanalyse löst den Knäuel irrender Impulse und versucht sie an der Spule aufzureihen, zu der sie gehören. Oder, um das Gleichnis zu wechseln, sie liefert den Faden, der einen Menschen aus dem Irrgarten seines Unterbewußtseins hinausführt.“

„Oberflächlich betrachtet scheint es trotzdem, als sei das menschliche Leben niemals verwickelter gewesen. Und mit jedem Tag macht irgendein neuer Gedanke, der von Ihnen oder einem Ihrer Schüler ausgeht, die Aufgabe des Daseins noch rätselhafter und widerspruchsvoller.“

„Zumindest verschließt die Psychoanalyse niemals einer neuen Wahrheit die Tür.“

„Einige Ihrer Schüler, die strenggläubiger sind als Sie, klammern sich an jede Äußerung, die jemals von Ihnen ausgegangen ist.“

„Das Leben ändert sich. Auch die Psychoanalyse ändert sich“, bemerkte Freud. „Wir sind erst am Anfang einer neuen Wissenschaft.“

„Mir scheint das wissenschaftliche Gebäude, das Sie aufgerichtet haben, höchst sorgfältig ausgearbeitet. Seine Stützen — die Verdrängungstheorie, die Theorie der ‚infantilen Sexualität‘ und die der Traumsymbole usw. — scheinen mir dauernd tragfähig.“

„Trotzdem, ich wiederhole es, wir sind erst beim Anfang. Ich bin nur ein Anfänger. Mir ist es gelungen, aus den Unterschichten der Seele verschüttete Denkmäler auszugraben. Aber wo ich ein paar Tempel entdeckte, mögen andere einen Weltteil entdecken.“

„Sie legen auf die Geschlechtlichkeit noch den größten Nachdruck?“

„Ich antworte Ihnen mit den Worten Ihres Dichters Walt Whitman: ‚Aber alles wäre nicht, wenn das Geschlecht nicht wäre.‘ Trotzdem aber, wie ich Ihnen schon darlegte, lege ich heute fast das gleiche Gewicht auf das, was jenseits der Lust liegt — auf den Tod, die Ver-

neinung des Lebens. Dieser Wunsch erklärt es, weshalb manche Menschen den Schmerz lieben — als einen Schritt zur Vernichtung. Es erklärt, warum alle Menschen Ruhe suchen, weshalb Dichtern danken —

Whatever gods there be,  
That not life lives forever  
That dead men rise up never  
And even the weariest river  
Winds somewhere safe to sea.“

„Wie Sie, wünscht Shaw nicht ewig zu leben, aber“, bemerkte ich, „anders als Sie betrachtet er das Geschlechtliche als gleichgültig.“

„Shaw“, antwortete Freud lächelnd, „hat kein Verständnis für das Geschlechtliche. Er hat nicht die entfernteste Vorstellung von Liebe. In keinem seiner Stücke finden Sie eine richtige Liebeshandlung. Aus der Liebesgeschichte Cäsars macht er einen Scherz — sie war vielleicht eine der größten Leidenschaften der Geschichte. Vorsätzlich, um nicht zu sagen boshafterweise, entkleidet er Kleopatra aller Größe und erniedrigt sie zu einem unbedeutenden Flapper.“

„Der Grund für Shaws seltsame Haltung gegenüber der Liebe und seine Ablehnung dieses Hauptantriebes aller menschlichen Handlungen, die seinen Stücken trotz ihres gewaltigen geistigen Gehaltes das allgemein Ergreifende nehmen, gehört zu seiner Psychologie. In einer seiner Vorreden betont Shaw selbst den asketischen Zug in seinem Wesen.“

„Ich habe viele Fehler begangen, aber ich bin völlig sicher, daß es kein Fehler war, als ich die Vorherrschaft des Geschlechtstriebes aufstellte. Weil der Geschlechtstrieb so stark ist, stößt er am häufigsten mit den Satzungen und Abwehrmitteln der Gesellschaft zusammen. Aus Selbstverteidigung versucht die Menschheit diesen überwältigenden Einfluß abzuleugnen.“

„Kratze den Russen“, sagt das Sprichwort, „und der Tartar kommt hervor.“ Analysieren Sie jedes menschliche Gefühl, einerlei, wie abseits es vom Geschlechtsbereich liegen möge, und Sie werden sicher irgendwo

diesen ersten Antrieb finden, dem das Leben selbst seinen Fortbestand verdankt.“

„Sicherlich haben Sie diesen Gesichtspunkt bei allen modernen Schriftstellern zur Geltung verholfen. Die Psychoanalyse hat der Literatur neue Anregungen gegeben.“

„Sie hat auch der Literatur und der Philosophie viel zu verdanken. Nietzsche war einer der ersten Psychoanalytiker. Es ist fast unheimlich, in welchem Ausmaß sein Ahnungsvermögen unsere Entdeckungen vorausempfand. Keiner hat tiefer den Zwiespalt der Triebe im Menschen erkannt, und den Drang des Lustverlangens zur Unendlichkeit. Sein Zarathustra sagt:

Weh

Spricht: Vergeh.

Doch alle Lust will Ewigkeit,

Will tiefe, tiefe Ewigkeit.

„Möglich, daß die Psychoanalyse in Österreich und in Deutschland weniger allgemein erörtert wird als in den Vereinigten Staaten, aber ihr Einfluß auf die Literatur ist trotzdem gewaltig.

„Thomas Mann und Hugo von Hofmannsthal verdanken uns viel. Schnitzlers Entwicklung ist in vielem eine Parallele zu der meinen. Er sagt dichterisch vieles von dem, was ich wissenschaftlich auszudrücken suche. Aber Schnitzler ist ja auch nicht nur ein Dichter, sondern auch Mann der Wissenschaft.“

„Sie“, antwortete ich, „sind nicht nur ein Mann der Wissenschaft, sondern auch ein Dichter. Die amerikanische Literatur“, fuhr ich fort, „ist von Psychoanalyse durchtränkt. Rupert Hughes, Harvey O'Higgins und andere machen sich zu Ihren Verkündern. Es ist kaum möglich, einen neuen Roman aufzuschlagen, ohne auf Hinweise zur Psychoanalyse zu stoßen. Unter unseren Dramatikern stehen Eugen O'Neill und Sydney Howard tief in Ihrer Schuld. ‚Die Silberschnur‘, beispielsweise ist einfach eine Dramatisierung des Ödipus-Komplexes.“

„Ich weiß“, antwortete Freud. „Ich würdige das Kompliment, aber ich habe vor meiner Volkstümlichkeit in den Vereinigten Staaten etwas Angst. Die amerikanische

Teilnahme an der Psychoanalyse geht nicht sehr tief. Weitgehende Verallgemeinerung führt zur oberflächlichen Annahme ohne ernste Forschung. Die Leute wiederholen nur die Reden, die sie im Theater hören oder in der Presse lesen. Sie bilden sich ein, die Psychoanalyse zu verstehen, weil sie ein paar Schlagworte nachschwätzen können. Ich gebe der gründlicheren psychoanalytischen Forschung in Europa den Vorzug.

„Amerika war das erste Land, das mir amtlich Anerkennung zollte. Die Clark Universität verlieh mir einen Ehrentitel, als ich in Europa noch gemieden wurde. Trotzdem hat Amerika wenig eigenes zum Studium der Psychoanalyse beigetragen.

„Die Amerikaner verstehen es ausgezeichnet zu verallgemeinern, sie sind selten schöpferische Denker. Außerdem versucht der Ärztesbund in Amerika, nicht anders als in Österreich, das Gebiet für sich zu beanspruchen. Es wäre für die Psychoanalyse schädlich, wenn ihre Entwicklung ausschließlich den Händen der Ärzte überlassen bliebe. Für den Psychoanalytiker ist ärztliche Vorbildung ebensooft ein Nachteil wie ein Nutzen. Sie wird ein Nachteil, wenn gewisse allgemein geltende wissenschaftliche Annahmen sich zu tief in das Gehirn des Studenten eingraben.“

Freud muß um jeden Preis die Wahrheit sagen. Er vermag sich nicht dazu zu zwingen, Amerika zu schmeicheln, wo er die meisten Bewunderer besitzt.

Und selbst mit siebzig bringt er es nicht über sich, der Ärzteschaft ein Friedensangebot zu machen; noch jetzt erfolgt die ärztliche Anerkennung nur widerwillig.

Trotz seiner unbestechlichen Unabhängigkeit ist Freud die Duldsamkeit selbst. Geduldig hört er sich jede Anregung an und versucht nie, seinen Besucher einzuschüchtern. Selten, daß ein Gast ihn ohne Gabe, ohne irgendein Gastgeschenk verläßt!

Dunkelheit war hereingebrochen.

Es war für mich Zeit zum Abendzug nach Wien.

Freud, begleitet von seiner Frau und seiner Tochter, stieg die Stufen hinab, die von seiner Bergklausur zur Straße hinunterführen, um mir das Geleit zu geben. Er

schien mir grau und schwermütig, als er mir Lebewohl zuwinkte.

„Lassen Sie mich nicht als Pessimisten erscheinen“, sagte er, nach verabschiedendem Händedruck. „Ich verachte die Welt nicht. Weltverachtung ist nur eine andere Methode, sie zu umwerben, um Hörer und Beifall zu finden!

„Nein, ich bin kein Pessimist — nicht solange ich meine Kinder habe, meine Frau und meine Blumen!

„Blumen“, setzte er lächelnd hinzu, „haben glücklicherweise weder Charakter noch Komplexe. Ich liebe meine Blumen. Und ich bin nicht unglücklich — zumindest nicht unglücklicher als andere.“

Der Pfiff meines Zuges schrillte durch die Nacht. Schnell trug mich der Wagen zum Bahnhof. Langsam entschwand die leichtgebeugte Gestalt und das graue Haupt Sigmund Freuds in der Ferne.

Gleich Ödipus hat Freud zu tief in die Augen der Sphinx gesehen. Das Untier stellt jedem Wanderer seine Frage. Den Menschen, der nicht die Antwort weiß, den packt sie unerbittlich und schleudert ihn gegen die Felsen. Aber vielleicht ist sie milder gegen jene, die sie tötet, als gegen die, die ihr Rätsel erraten.